

Jugendaustauschferien in England vor 55 Jahren

Autor(en): **Christen-Aeschbach, Charlotte**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Oltner Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **62 (2004)**

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-659865>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jugendaustauschferien in England vor 55 Jahren

Charlotte Christen-Aeschbach

«Mutter, Mutter, es hat geklappt. Trix Liechti und ich fahren im Sommer nach England!» So kam ich eines Tages jubelnd von der Schule heim. Wir hatten von einem Austauschprogramm gehört, das die Christkatholische Kirche zusammen mit der Anglikanischen organisierte, und meldeten uns sofort an. Bedingungen zur Teilnahme waren folgende: Mindestens ein Jahr Englischunterricht in einer Mittelschule und die Bereitschaft, im nächsten Jahr ein Kind unserer Gastgeber für vier Wochen bei uns aufzunehmen. Kein Problem: Dr. Jeker, genannt «Fumée», hatte uns so viel Englisch beigebracht, dass wir uns verständlich machen konnten, und Platz für ein englisches «girl» hatten wir zu Hause auch. Bloss, wie kamen wir nach London? Treffpunkt sollte Victoria-Station sein, wo uns unsere Gastfamilien in Empfang nehmen würden. Herr Liechti und mein Vater einigten sich auf folgenden Modus: Die Hinreise würden wir mit Bahn und Schiff unternehmen, nach Hause fliegen, falls das Ticket im Vergleich zum Zug nicht zu teuer wäre.

Nun stellte sich die Frage, wer uns bis London begleiten könnte, denn dass zwei 15-jährige hübsche Mädchen nicht nachts eine so lange Reise durch das kriegsversehrte Frankreich machen konnten, ergab sich von selbst.

1949 lagen viele Städte noch in Trümmern. Die wenigen Züge verkehrten nicht immer genau nach Fahrplan und transportierten erst noch entlassene Kriegsgefangene. Jedenfalls schärfte mein Vater mir ein, mich nicht mit fremden Leuten zu unterhalten und meine Identität nicht preiszugeben. «Wenn dich jemand etwas fragt, so sagst du ‹Ja› oder ‹Nein› oder ‹ich weiss es nicht›, und denke immer daran, woher du kommst.» Damit war das Kapitel «Aufklärung» für ihn erledigt. Mehr hätte wahrscheinlich sein Schamgefühl verletzt. Das war auch gar nicht nötig, denn wir lebten ja nicht hinter dem Mond und wussten von unseren älteren Freundinnen schon längst Bescheid über erotische Dinge. Durch Zufall vernahmen meine Eltern, dass ein Herr Allemann, ich glaube, er war Banker, zur selben Zeit beruflich nach London reisen musste. Dieser seriöse junge Mann erklärte sich auf Anfrage bereit, uns mitzunehmen und ein Auge auf uns zu haben. Nachdem die nächste wichtige Frage geklärt war, was unbedingt in den Ferienkoffer gehörte, und mein Reisepass samt Visum eingetroffen war, galt es nur noch, einige Details zu organisieren. Unser Zug nach Calais, Départ Basel-St-Louis 00.08 Uhr, sollte vom französischen Teil des Bahnhofs Basel abfahren. Mein Götti, Hotelier in Basel, würde uns um Mitternacht in Empfang nehmen und uns, versehen mit einem guten Lunchpaket, zu unserem Waggon begleiten. Dort würden reservierte Plätze auf uns warten. Bis London könnten Trix und ich gemeinsam reisen. Dort aber sollten sich unsere Wege trennen. Sie würde von ihren Gasteltern

abgeholt, während ich zurück an die Südküste nach Brighton fahren müsste. Das bedeutete umsteigen und in dem riesigen Kopfbahnhof den richtigen Anschlusszug finden. Mein Vater wollte auf Nummer sicher gehen. Er erkundigte sich schriftlich auf der Schweizer Gesandtschaft – so hiess damals die Botschaft –, ob jemand bereit wäre, mich in Victoria Station abzuholen und zum richtigen Perron zu begleiten. Zu unserem Erstaunen antwortete der Gesandte persönlich. Herr Bähler war in Olten aufgewachsen, hatte mit meinem Vater die Schule besucht und freute sich richtig, uns diesen Gefallen zu tun. Nun konnte eigentlich nichts mehr schief gehen.

Am Abend der Abreise standen wir mit Sack und Pack, wie Flüchtlingskinder, in Olten auf dem Perron I und stiegen etwas ängstlich in den Zug nach Basel. Um den Hals trugen wir, im Ausschnitt versteckt, den «Grabstein», die Plakette mit Namen, Adresse und Geburtsdatum, die wir noch aus den Kriegsjahren aufbewahrt hatten. Ein kleines Schweizerfähnchen lag aufgerollt in der Handtasche. Es sollte vor allem unseren Gasteltern, denen wir im Voraus eine Passfoto geschickt hatten, als Erkennungszeichen dienen. «Schick bitte ein Telegramm: *well arrived*, wenn du in Brighton angekommen bist», sagte Vater noch mit belegter Stimme, bevor sich der Zug in Bewegung setzte. Wir kämpften tapfer gegen die Tränen und schwenkten weisse Taschentücher, so lange, bis wir unsere Eltern in der Sunlight-Kurve aus den Augen verloren. Das Abenteuer England hatte begonnen. Nun gab es kein Zurück mehr.

In Basel erwartete uns Götti Emil und begleitete uns, wie abgemacht, zum richtigen Waggon, in dem wir ein ganzes Coupé für uns drei allein benützen konnten, denn es stieg niemand mehr zu. Pünktlich 8 Minuten nach Mitternacht rollte der lange schwere Zug an, wurde schneller und hatte bald einmal die Reisegeschwindigkeit erreicht. Das gleichmässige Rattern der Räder liess uns bald einmal einschlafen. Das Reisefieber hatte sich gelegt. Gegen Morgen weckte uns der Hunger. Wir wuschen uns ein bisschen Gesicht und Hände in der Zugstoilette und machten uns über unsere Lunchpakete her. Herr Allemann frühstückte standesgemäss im Speisewagen, wir hüteten unterdessen im Abteil sein Gepäck. Acht Stunden waren wir schon unterwegs, vier sollten es noch werden bis zu unserer Ankunft in Calais. Eine Ewigkeit! Im Laufe des Morgens stiegen immer mehr Leute zu. Unser Abteil füllte sich mit fremden Menschen, aber kaum jemand beachtete uns. Dann endlich, gegen Mittag, fuhren wir in Calais-Port ein. Die Fähre, die uns nach Folkstone bringen sollte, lag am Pier, nicht weit vom Zug entfernt. Da erlebten wir eine erste Überraschung. Es gab zwei Bordpassagen: eine für englische Untertanen (*English Subjects only*) privilegiert, und daneben eine für andere Nationali-

täten. Ein bisschen verwundert über unsere Zweitklassigkeit, stellten wir uns in die lange Schlange der Wartenden. So gegen 13.30 Uhr hatten auch wir es geschafft und suchten uns Sitzplätze an Deck. Neben uns sass eine englische Dame, die genau dem Bild entsprach, das wir uns schon immer von einer englischen Lady gemacht hatten: Sie war schlank, hager, sportlich gekleidet im grauen Tweedkostüm, das Gesicht voller Sommersprossen, die rötlich-blonden Haare unter einem beigen Regenhütchen versteckt. Die Füsse steckten in teuren, rahmengenähten Lederschuhen. Krokotasche und Regenmantel lagen neben ihr. Kaum hatte das Schiff abgelegt, verteilte ein Bordoffizier «*Landingcards*». Die sollten wir ausfüllen und damit anschliessend unter Deck zur Passkontrolle gehen. Herr Allemann befand sich schon dort. Wir hüteten sein Gepäck. Auf dieser Karte stand: Name..... First Name..... Sex «Weisst du, was Sex bedeutet?», fragte ich Trix. «Keine Ahnung», antwortete sie. Wir beschlossen, die nette Lady neben uns zu fragen. «*Please Madam*», sagte ich. «*Could you tell us the meaning of sex?*», fragte ich. Die Dame war perplex. Sie wusste im ersten Moment nicht, wie sie auf so ein Ansinnen reagieren sollte, erkannte aber gleich, dass wir es tatsächlich nicht wussten. Die Leute ringsum grinsten und spitzten die Ohren. Wie würde sich die Angesprochene wohl aus der Affäre ziehen? «Also meine Lieben», sagte sie schliesslich, «das bedeutet, ob ihr ein Mädchen oder ein Junge seid.» «Ach so», nun ging uns ein Licht auf. Aus unsern deutschen Vornamen liess sich für Engländer offenbar nicht auf Anhieb ersehen, ob wir weiblichen oder männlichen Geschlechts waren. Fast wie heute für uns, wenn jemand Aytül heisst. Wir schrieben «femininum» in die Rubrik, denn «*female*» hatten wir noch nicht gelernt. Herr Allemann kam zurück. Er schaute nun zu unsern Siebensachen, und wir stiegen unter Deck zur Passkontrolle. An der frischen Luft hatten wir noch gar nicht gemerkt, dass das Schiff stampfte und rollte, aber unten in dem engen Gang, in dem wir Schlange standen, beschlich uns ein mulmiges Gefühl. Zum Glück ging die Abfertigung recht zügig voran, jedenfalls hatten wir die Stempel im Pass, bevor uns schlecht wurde. Wir rannten zurück an Deck und erholten uns schnell in der frischen Seeluft. Bald kam Folkstone in Sicht. Wir landeten und konnten gleich in den bereitstehenden Zug einsteigen, der uns nach London bringen sollte. Da erwartete uns die nächste Überraschung. Die Strecke Folkstone–London war noch nicht elektrifiziert. Die riesige Dampflokomotive stiess in regelmässigen Abständen schwarze Rauchwolken in den Himmel. Schnell suchten wir uns Plätze am Fenster, das mit einem breiten Lederriemen geöffnet oder geschlossen wurde. «Nur ja das Fenster nicht öffnen, ihr schaut sonst aus wie Kohlen Säcke», warnte uns Herr Allemann. Tatsächlich, der schwarze Kohlenstaub drang durch jede Ritze. Kaum hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt, servierten Kellner wunderbaren Schwarztee und kleine Weissbrot-Sandwiches in Dreieckform. Herr Allemann klappte den kleinen Tisch am Fenster hoch und lud uns zum Tee ein. Wir fühlten uns einfach königlich. Zum ersten Mal bekamen wir eine

Ahnung von britischer Lebensart. Trotz Bomben und Verwüstung hatte der Nachmittagstee überlebt. In etwas mehr als einer Stunde würden wir in London ankommen. Der Abschied von meinen Reisegefährten rückte näher. Ob mich wohl jemand abholen würde? Die lange Reise, die Müdigkeit und die Ungewissheit zehrten an meiner Moral. Nach endlosen grauen Vorstädten fuhren wir in den riesigen Londoner Bahnhof ein. Wie schön, aussteigen konnte man ebenerdig. Die Gepäckstücke in beiden Händen, verliess man den Zug äusserst bequem. «Erstaunlich, diese Engländer», dachte ich. «Bei uns muss man zum Ein- und Aussteigen immer noch über Stufen klettern.»

Trix und ich entrollten unsere Schweizer Fähnchen und marschierten winkend Richtung Bahnhofhalle. Da standen schon die Gasteltern von Trix, und tatsächlich, Herr Bähler war auch da und kümmerte sich liebevoll um mich. Der Abschied von Trix und Herrn Allemann verlief kurz und bündig. Herr Bähler nahm mir galant den Koffer ab und lud mich ein ins Bahnhofrestaurant. Dort bestellte er Tee und Fruchtecake dazu. Ich hatte ungefähr 1½ Stunden Aufenthalt in London. Ich würde erst so gegen 6 Uhr abends in Brighton eintreffen. Herr Bähler hatte meine Gastfamilie informiert, damit sie mich abholen könnte. Ich musste ihm von Olten erzählen und natürlich von unserer Schule. Er erkundigte sich nach meinen Eltern und berichtete seinerseits von seiner Jugend in Olten. Die Zeit verging wie im Fluge. Wir mussten aufbrechen. In England kann nur durch die Perronsperre, wer ein Bahnbillett besitzt. Aber Herr Bähler, als Diplomat, besass einen Passpartout, sodass er mich bis zum Zug begleiten durfte. Er setzte mich in einen Waggon für «*Ladies only*» und verabschiedete sich dann. Nun war ich also ganz allein in einem fremden Land, weit, weit weg von Daheim. Nun hiess es auf die Zähne beißen für vier Wochen, egal wie mein neues Zuhause aussehen würde. Eine vorzeitige Heimreise, aus welchem Grund auch immer, würde es nicht geben. Wieder schwenkte ich mein Schweizer Fähnchen, als der Zug in Brighton einfuhr. Jemand winkte zurück: Ein grosser, schlanker Mann, Mitte 40, rothaarig, etwas zerzaust, im weissen offenen Polo hemd und weiten hellgrauen Flanellhosen kam auf mich zu und fragte mich: «*A-are you Ch-Charlotte?*» «O Gott, der Mann stottert ja», ging es mir durch den Kopf. «Ja, das bin ich, *good evening Mr. Blake*», sagte ich höflich. «*H-Hallo D-Dear.*» Er schüttelte mir ganz unbritisch die Hand, ergriff meinen Koffer, sagte «*co-come on*» und marschierte mit Riesenschritten voraus. «Mr. Blake», fragte ich schüchtern, «*can I send a telegram home?*» Das Büro war noch offen. Wie abgemacht, schrieb ich nur zwei Worte «*well arrived*».

Per Taxi ging es nun zur Stadt hinaus, in ein hübsches Einfamilienhausquartier. Im Vorgarten erwartete uns eine strahlende Mrs. Blake. Auf diesen Anblick war ich nun gar nicht gefasst: Statt einer dürren Engländerin umarmte mich eine füllige runde Dame mit akkurater Löckchenfrisur und rosigem Teint. Sie sah aus wie eine Mischung aus italienischer Mamma und englischer Miss Marple. Die Tochter Berryll gab mir etwas verlegen die Hand und musterte mich kritisch. Kaum eingetreten, setzte Mrs. Blake den Wasser-

kessel auf für den Tee und scheuchte die rote Katze vom Tropfbrett in der Küche. Dort sass «Gingercat» besonders gerne und schaute durchs Küchenfenster in den kleinen, liebevoll gepflegten Reihenhausgarten. Im Wohnzimmer gab es ausser einem braunen Ledersofa mit losen Sitzkissen und einem Fauteuil nur noch ein wackliges rundes Tischchen und einen geräumigen Schrank. Dort oben stand der Käfig mit dem Kanarienvogel namens «Joey». Jeden Morgen begrüßte Mrs. Blake ihren Joey folgendermassen: «Hallo Joey, have you had a good night, Joey?» «Hast du dein Sandbad noch nicht genommen? Gleich gibts Körner und frisches Wasser für dich.» Geschäftig versorgte sie den Vogel, anschliessend frühstückten wir zwei zusammen. Berryll hatte noch Schule und ging früh aus dem Haus. Am runden Tischchen nahmen wir unsere Mahlzeiten ein. Meistens nur Frühstück und Nachtessen. Mittags kauften wir irgendwo in der Stadt «fish and chips» und assen sie an irgendeiner Stehbar. Das englische Frühstück mit Spiegeleiern und Speck, gesalzener Butter, Toast und Orangenkonfitüre ist so reichhaltig, dass das Mittagessen ruhig aus einer Kleinigkeit bestehen darf. Mr. Blake, von Beruf Banker, nahm jeden Morgen den Bus zum Bahnhof und fuhr mit dem Zug nach London. Er kehrte erst am Abend müde nach Hause zurück. Augenblicklich tauschte er seine Bankerkluft, die gestreiften Hosen, den Marengokittel, das weisse Hemd mit silbergrauer Krawatte gegen ein Polohemd, schlüpfte in eine ausgebeulte Hose, zog alte Sandalen an und widmete sich seinen geliebten Blumen im handtuchkleinen Garten. Der eingerollte schwarze Regenschirm und der «Bowler-Hat» blieben griffbereit für den nächsten Morgen an der Garderobe. Während der Hausherr seiner Leidenschaft, dem «gardening» frönte, bereitete seine Frau das Nachtessen. Ausser Tee und Kaffee waren die meisten Nahrungsmittel immer noch rationiert. Mrs. Blake und ich hatten schon am Tag nach meiner Ankunft meine Ration, die doppelt so gross war wie die der Einheimischen, beim «Food-Office» in der Stadt abgeholt. Mein Anteil verschaffte der Familie etwas mehr Spielraum. Jedenfalls musste ich nie Hunger leiden. Zu Hause hatte man mir eingeschärft, alles zu essen, was auf den Tisch kommt. Also würgte ich tapfer zähes Schaffleisch hinunter und getraute mich nicht, Fettränder abzuschneiden. Ich fand Porridge «wonderful», obwohl ich es nicht ausstehen kann. Nur beim «Jelly» streikte ich. Meine Gastgeberin servierte den transparenten Wackelpudding abwechslungsweise giftgrün oder tomatenrot zum Dessert. «Liebe Mrs. Blake, ich bringe wirklich keinen Löffel mehr herunter, so viel habe ich gegessen,» log ich unverfroren, um meine Gastgeberin nicht zu beleidigen. «Never mind», sagte sie und verdrückte meine Portion auch noch. Meine «Landlady» besorgte den Haushalt mit grosszügiger Nachlässigkeit: Fiel beim Staubsaugen die Asche ab von ihrer Player's Six, die sie immer im Mundwinkel hatte, scharfte sie diese mit der Fusspitze in den Teppich und sagte unbekümmert: «It's good for the carpet.» Wahrscheinlich dachte sie, es würden so keine Motten in den Teppich gelangen. Kam Besuch, so versorgte sie alles, was herumlag, unter den losen Sitzkissen des Sofas und versteckte die

braunen Tropfspuren der Teekanne unter dem Teewärmer. Die Katzenhaare von «Gingercat» störten sowieso niemanden. Ich machte jeden Morgen mein Bett und wollte darunter auch etwas fläumen, worauf Mrs. Blake fand, ein Frühjahrsputz sei jetzt wirklich nicht nötig. Wir würden besser in die Stadt gehen und uns auf dem berühmten Pier von Brighton ein bisschen vergnügen. Auf der langen Plattform, die auf Pfählen ins Meer hinausgebaut war, gab es Karussells, Schiessbuden, Geldspielautomaten, Restaurants, Würstchenbuden, Sandwiches und natürlich «fish and chips», ausserdem herrlichen starken Schwarztee mit Milch und Zucker, dazu Plumpudding und Swissrolls. Abends verwandelten Hunderte von elektrischen farbigen Lämpchen den Pier in eine Märchenwelt. Zu Füssen brachen sich die Wellen mit weissen Schaumkronen an den Pfeilern. Brighton, das mondäne Seebad, hatte wenig abbekommen im Krieg. Die wunderbare Promenade hoch über dem Strand, mit den schönsten Blumenbeeten, die man sich vorstellen kann, war eine Augenweide. Die Anlage ist vergleichbar mit der «Promenade des Anglais» in Nizza. Der Badestrand allerdings bestand nicht aus feinem Sand, sondern aus grobkörnigem Kies. Badeschuhe aus Gummi waren kein Luxus, denn die scharfkantigen Kiesel taten weh beim Barfusslaufen. Berryll und ihre Schulkameraden kamen immer mit mir zum Schwimmen im Meer, denn Ebbe und Flut können für Ungewohnte gefährlich werden. Hisste der Bademeister allerdings die D-Flagge, was «danger» bedeutete, dann setzten wir uns mit dem Rücken an die Promenadenmauer und schauten den Wellen zu, deren Gischt bis an unsere Füsse brandete. An solchen Tagen konnte es recht kühl werden. Ich zog einen Pully an, während die windgewohnten «girls and boys» nie zu frieren schienen. Das relativ kalte Wasser des Ärmelkanals hatte sie abgehärtet.

Für jeden Tag der Woche entwarfen Berryll und ihre Schulkameraden ein Programm für mich. Oben auf der Liste stand ein Besuch des berühmten «Royal Pavilion», eines Märchenschlosses mit runden, goldenen Kuppeln in indischem Baustil. Es hatte den Bombenkrieg überlebt. Apropos Bombenkrieg: Er war schuld am Sprachfehler meines Hausherrns. Eine V2-Rakete der Deutschen, die völlig geräuschlos anfliegen konnte, explodierte ganz in der Nähe seines Arbeitsplatzes in London. Er wurde zwar durch die herumfliegenden Trümmer nicht verletzt, erlitt aber ein Trauma. Es hatte ihm die Sprache verschlagen, wie man im Volksmund sagt. Ich hatte mich längst an sein Stottern gewöhnt und nahm kaum mehr Notiz davon. Wenn das Baden im Meer zu gefährlich war, organisierten Berryll und ihre Freundinnen ein Picknick. Das hiess zuerst stundenlang durch die Hügel von Sussex zu marschieren, bevor man es sich auf einer ausgebreiteten Decke bequem machte. Ich hatte Mühe, Schritt zu halten mit diesen trainierten «girls», für die Sport ein Schulfach war, das breiten Raum einnahm. Ausserdem hasste ich Wandern schon als Kind. Ich halte es heute noch für reine Zeitverschwendung. Aber selbstverständlich behielt ich das für mich und fand «walking marvellous».

Der Sonntag war der langweiligste Tag der Woche. Alles geschlossen, kein Kino, kein Pub, kein Hallenbad, die Geschäfte sowieso, dafür besuchte ich mit den «*girls and boys*» dreimal am Tag die Kirche: am Morgen den Gottesdienst, nachmittags die Vesper und am Abend noch eine kurze Andacht: «Our Father, which art in heaven, ...» hörte ich so oft, dass ich das Vaterunser noch heute in Englisch beten kann. Mit der Liturgie war ich vertraut. Da meine Mutter aus einer christkatholischen Oltner Familie stammte, feierten wir selbstverständlich Anlässe wie die Kommunion meiner Cousinen in der Stadtkirche gemeinsam. Jedenfalls fand ich nichts Befremdliches am anglikanischen Gottesdienst. Ausserdem liebe ich den sinnlichen Geruch von Weihrauch, der damals noch gebräuchlich war. Zum Abschluss unseres Aufenthaltes in England organisierte der Gemeindepfarrer eine Reise nach London. Dort trafen wir endlich alle Teilnehmer des Jugendaustausches. Dazu gehörte auch Werner Geiger, damals Kantischüler in Solothurn. Bekannt wurde Werner im Film «Titanic» als Pianist des Salonorchesters, das spielte, bis das Schiff versank. «*Wörner*», wie die Engländer ihn nannten, spielte schon damals hervorragend Klavier. Am Samstagabend gingen wir tanzen im Gemeindehaus, begleitet von unsern Gastgeber. Die Blakes waren leidenschaftliche Tänzer und schwebten in langen, gleitenden Schritten im Englisch-Waltz übers Parkett. Die Jugend bevorzugte den Boogie-Woogie, der frisch von Amerika nach Europa gelangt war.

In London trauten wir unsern Augen kaum: So weit das Auge reichte, nichts als Trümmer. Ganze Häuserzüge, die nur noch aus fensterlosen Brandmauern bestanden. Nahezu unzerstört der Buckingham-Palast, die St. Pauls-Kathedrale und die Royal Albert Hall, in der schon wieder klassische Konzerte stattfanden. Besonders gefielen uns die riesigen Grünflächen und Parks mitten in der Stadt, die man sogar betreten durfte. Junge Leute, Studenten, Angestellte, verbrachten ihre kurze Mittagszeit auf dem Rasen. Sie picknickten oder nahmen, lang ausgestreckt, ein Nickerchen im Schatten eines Baumes. Nirgendwo stand eine Tafel «Betreten des Rasens verboten», wie es bei uns üblich ist. Unbewaffnete Bobbys sorgten für Sicherheit und ermahnten väterlich hie und da Leute, die sich nicht an die wenigen Regeln hielten. Mir gefiel England. Ich wäre am liebsten geblieben. Die Grosszügigkeit und die Toleranz der Bevölkerung kontrastierten so sehr gegen unsere schweizerische Rechthaberei und Kleinkariertheit. Doch die vier Wochen gingen schnell vorbei, der Zeitpunkt meiner Heimreise nahte. Vater hatte mir per Post das Flugbillet geschickt. Am Tag der Abreise begleiteten mich die Blakes zum Bahnhof. Wieder sass ich in einem Waggon «*for Ladies only*». In London Victoria Station fand ich mich jetzt schon allein zurecht. Ein Taxi brachte mich zum Flughafen Croydon. Trix tauchte in Begleitung ihrer Gasteltern fast gleichzeitig auf zum Check-in. Nun begann das letzte Abenteuer unserer Reise. Damals war Fliegen noch etwas sehr Exklusives. Viele Leute hatten Angst davor. Wir auch ein bisschen, aber zurückkriechen ging nicht mehr. An der Anzeigetafel leuchtete unser Flug auf. Wir mussten gehen. Eine DC 3 der Swissair erwartete

uns. An der Türe empfing uns die nette Stewardess und offerierte uns einen Kaugummi gegen das Ohrensausen. Druckkabinen kannte man noch nicht, denn die Flughöhe betrug höchstens 3000 Fuss. Im Innern des Flugzeugs ging es steil aufwärts, denn die Maschine stand vorne auf einem hohen, zweibeinigen Fahrgestell. Das Heck ruhte auf einem einzigen niedrigen Rad. Die wenigen Passagiere setzten sich alle auf die Fensterplätze. Die Türe schloss sich, die Propeller wurden angeworfen, wir rollten auf die Piste. Die zwei Motoren dröhnten lauter, immer schneller nahm das Flugzeug Anlauf und löste sich plötzlich vom Boden. Wir schwebten in den blauen Himmel. Ein unbeschreibliches Gefühl der Euphorie befiel mich. Unter uns lag das grüne England, seine Strassen, Häuser und Kirchen, wie Spielzeugdörfer so klein. Die weissen Kreidefelsen der Südküste zogen sich wie ein langes Band dem Meer entlang. Im Ärmelkanal herrschte reger Schiffsverkehr. Bald schon flogen wir über französischen Boden, Richtung Basel-Blotzheim, wo wir so gegen 16 Uhr landen würden. Die Flugzeit London–Basel betrug damals ca. 3 Stunden, bei einer Reisegeschwindigkeit von knapp 300 Stundenkilometern. Zeit genug also, um ein herrliches Mittagessen einzunehmen. Wir waren gerade beim Kaffee angelangt, als das Flugzeug zu schütteln begann. Die Stewardess stellte sich mit dem Rücken zur Pilotenkabine und behielt uns im Auge, damit sie helfen könnte, falls es uns schlecht werden sollte. Wir befanden uns in der Gegend der Vogesen. Hie und da sackte die Maschine etwas ab. Ganz so geheuer war es uns nicht mehr, umso mehr als der Priester an Bord den Rosenkranz hervorholte. Wir sanken, aber weit und breit war keine Piste in Sicht, nur Weideland. «Ich glaube, wir müssen notlanden», sagte ich zu Trix. Doch schon holperten wir über Lochbleche, durch die das Gras wuchs. Vor uns tauchte eine Holzbaracke auf: Wir waren in Basel-Blotzheim gelandet! Da winkten auch schon meine Mutter und Gotti Martha Flury. Daneben standen die Eltern Liechti. Der einzige Zöllner durchwühlte noch schnell unser Gepäck. Weiss der Kuckuck, was der zu finden hoffte. Vielleicht englische Zigaretten? Es folgte noch die Passkontrolle, bevor man uns gehen liess. «*Home again!*» Die Zeitersparnis per Flugzeug schien uns enorm. Was mit Zug und Fähre fast 24 Stunden gedauert hatte, schafften wir auf dem Rückweg mit nicht einmal der Hälfte.

Gotti chauffierte Mutter und mich im «*Riley*» nach Hause, wo das grosse Erzählen anfang. Mein Vater, der als junger Konditor selbst einmal ein Jahr lang in Brighton gearbeitet hatte, wollte natürlich alles genau wissen. Die grossen Hotels gab es noch immer, aber viele Geschäfte existierten 40 Jahre später nicht mehr. Wir merkten erst in der Schule, im Vergleich mit unsern Mitschülern, dass wir in der kurzen Zeit von vier Wochen erstaunlich viel Englisch gelernt hatten. Von nun an hatten wir bei «*Fumée*» einen Stein im Brett.